

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 105 (1979)

Heft: 45

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

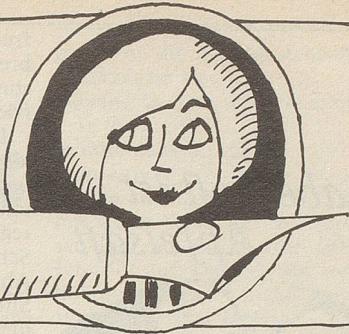
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Der Kulturschock

«Wenn Sie nichts vorhaben, dann essen Sie doch mit uns!» forderte mich die freundliche Inderin auf. Wir standen vor dem Kino, in dem wir uns im Kreise ihrer Landsleute einen indisch gesprochenen Film (ohne Untertitel) angesehen hatten. Ich blickte auf die dunklen Menschen ringsum, sah bläulich-schwarzes Haar und bunte Saris, nahm ein Stimmengewirr wahr und verstand kein Wort. Kaum zu glauben, dass ich mich in meiner «eigenen» Stadt befand! Eigentlich hätte ich schon genug zu verdauen gehabt, aber die Neugier brannte; ich nahm die Einladung an.

Ein zigeunerhaft aussehender Mann chauffierte uns an den Rand der Stadt, wo 18stöckige Betonklötze in den Himmel ragen. In einen solchen Klotz folgte ich meiner Gastgeberin, ihrer Familie und ihren Freunden, bis in den 6. Stock.

Hier sass ich nun inmitten fremder, brauner Männer, die mir gegenüber irgendwie gleichgültig schienen. Die Frauen hantierten in der Küche. Mein schüchternes Angebot, ihnen zu helfen, lehnten sie dankend ab. In der Tat, wie hätte ich ihnen nützlich sein können – hier wur-

den sichtlich exotische Gerichte zubereitet! Schliesslich richtete einer der Männer doch das Wort an mich. Wir redeten über Gott und die Welt, über Idi Amin und die Ausweisung der Uganda-Asiaten, denn um solche handelte es sich hier.

Nachdem die Kinder gegessen hatten, wurde ich mit den Männern an den Tisch gebeten. Schüsseln mit Reis, Fleisch und verschiedenen Saucen wurden aufgetragen. Verdutzt schaute ich auf die Gedecke, wo Messer und Gabeln fehlten. Die werden doch nicht..., dachte ich entsetzt. Doch, genau! Von dem neben jedem Teller liegenden Fladenbrot (einer Art Omelette) zupften sie ein Stück ab und formten es zu einem Werkzeug, mit dem sie die Speise aufnahmen; dann führten sie das Ganze elegant zum Munde. Die Hausfrau hatte meine Gedanken erraten und reichte mir verständnisvoll ein Besteck. Der alte Onkel, der kein Englisch sprach, lachte und bedeutete mir mit Gesten, dass er des Essens mit Messer und Gabel unkundig sei. Die Frauen kamen an die Küchentür, schauten mir interessiert zu und erkundigten sich besorgt, ob das Gekochte auch nicht zu scharf sei für meinen schweizerischen Gaumen. Es hielt sich aber im Rahmen – ausser dem Chili, den ich mit einem Glas voll gesalzenen und

verdünnten Joghurts hinunterspülte.

Als sich die Männer und der Gast satt gegessen hatten, kamen endlich auch die dienstbaren Geister an die Reihe, indes die zwölfjährige Tochter in der Küche bereits die Teller wusch.

Nachher sassen wir im Wohnzimmer beisammen: achtzehn Personen, worunter ich die einzige Weisse. Aus dem Fernsehen erklang ein Signet. «Oh, Häidi!» rief der vierjährige Ali entzückt und rückte dicht an die Flimmerkiste heran, um ja nichts von dem grässlichen japanischen, deutsch synchronisierten Trickfilm zu verpassen, der da unter dem Titel «Heidi» auf die unwissenden Zuschauer losgelassen wurde.

Auf einmal fühlte ich mich grenzenlos allein. Hatte man mich vordem noch ins Gespräch einbezogen, so wurde jetzt ganz auf die heimatliche Sprache umgestellt. Alle lachten und schwatzten durcheinander. Vergessen sass ich in meiner Sofa-Ecke. Ich war überflüssig.

Also empfahl ich mich. Die Frauen begleiteten mich an die Tür, lächelten und winkten mir mit hennabemalten Händen nach. Draussen atmete ich auf, lief durch den ganzen Ort, dann dem Waldrand entlang in die Stadt. Die Spannung liess erst nach, als ich zu Hause angelangt war. Ich

hatte eine Art Kulturschock erlitten. Einen ganz kleinen nur, doch der genügte, um zum Nachdenken anzuregen.

Wie muss es einem Menschen zumute sein, der nicht nur für ein paar Stunden, in seiner Heimat, sondern in einem fremden Land, Tag für Tag, konfrontiert wird mit Leuten, deren Wesen ihm undurchsichtig erscheint, deren Sprache er nicht versteht, deren Sitten, Bräuche und Gesetze ihm ein Buch mit sieben Siegeln sind? Wie, wenn sein Magen gegen das ungewohnte Essen rebelliert? Wenn ihm eine Art von Wohnen aufgezwungen wird, die ihm nicht entspricht? Wie, wenn es keinen Ort gibt, wo man Gottesdienste in seiner Religion abhält, die ihm unter Umständen viel bedeutet? Ganz zu schweigen von der Hektik am Arbeitsplatz, der er sich anzupassen hat, der Technik und Automation, die ihn überall umgibt. Was geht in einem Menschen vor, dessen Brücken hinter ihm zerstört sind, für den es keine Rückkehr gibt an jenen Ort, wo er seine Wurzeln hat?

Vielleicht erinnern Sie sich irgendeinmal an diese Geschichte. Zum Beispiel dann, wenn Sie hierzulande einem braunen, schwarzen oder gelben Menschen begegnen. Oder auch «nur» einem Gastarbeiter aus Europas Süden.

Annemarie A.



«Ich und Feministin? Ich stelle nur fest, dass das Essen miserabel ist, und möchte wissen, ob der Koch ein Mann war!»

Die Gebrauchsanweisung

Bald gibt es über jedes Tier ein Buch mit genauer Pflege-Anleitung. Was bisher fehlte, war ein Ratgeber für die Haltung von Menschen. – Hier ist er.

Anschaffung: Am besten erwirbt man sich ein möglichst junges Menschlein, damit es gut erziehbar ist. Allerdings nützt auch die grösste Hingabe und Zärtlichkeit nichts – von einem gewissen Alter an wird es sich nicht mehr wiegen lassen wollen, plötzlich die Füsse unartig auf den Tisch legen und nachts verschwinden, um auf Beutezug nach Artgenossen zu gehen.

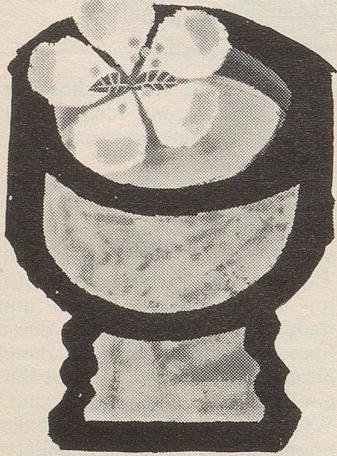
Nahrung: Die Fütterung gestaltet sich, im Unterschied zu denjenigen der Meerschweinchen, äusserst kompliziert. Flüssigkeit sollte das Menschlein stets in

Reichweite haben. Wenn es Wasser ausschlägt, heißt das auf keinen Fall, dass es nicht durstig ist, sondern eher, dass es Coca-Cola oder Cognac vorziehen würde. Junge Exemplare essen Brei und gekochtes Gemüse, ältere eher Fleisch und Salat. Ihr Menschlein soll Ihnen anhand der TV-Spots zeigen, was es am liebsten hat. Erschrecken Sie bitte nicht, wenn es auf einen Mercedes zeigt...

Haltung: Anders als andern Tieren, genügt ihm ein kleiner Platz nicht. Sehr oft ist es auch mit einer 3-Zimmer-Wohnung nicht zufrieden und möchte gar ein ganzes Haus für sich haben. Achtung: Wer nicht über kräftige Finanzen verfügt, sollte vom Erwerb eines Menschenkindes unbedingt absehen.

Sonderteil «Besser verstehen lernen»: An der Art, wie Sie Ihr Menschlein begrüßt, können Sie

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova Urtrüeb
bsunders guet

seine Gemütsverfassung ablesen. Fällt es Ihnen um den Hals, und versieht es Sie mit sogenannten Küssen, ist es guter Dinge. Schmiegt es sich an Sie und umschmeichelt Sie – was vor allem bei weiblichen Exemplaren zu beobachten ist –, möchte es mehr Futter oder Kleider haben. Gebrädet es sich wie verrückt, rast mit dem Auto durchs Quartier, färbt die Haare, kleidet sich so genannt modern, wird es wohl bald heiratsfähig werden, und es wäre an der Zeit, sein Schlafzimmer entsprechend einzurichten, falls Sie eine Geburt erleben möchten. Aber vermutlich haben Sie an einem einzigen Menschlein-Exemplar schon genug ...

Franziska

Zuhören?

Empfangen statt austeiln. Zuhören statt reden. Gefäß sein statt Quelle. Gehemmte fühlen sich dabei wohl: Sie können in sich wohnen bleiben, während die Mitteilungen der Umgebung sie berieseln. Nur interessiert aufs Gegenüber geheftete Blicke, grosse Augen und gelegentliches Kopfnicken werden vom «Gefäß» erwartet. Und so wäre hier alles in Ordnung: Der Rede-

freudige kann sich akustisch ausbreiten, der Scheue ist mit seiner stumm empfangenden Rolle zufrieden.

Dann gibt's wohl auch das ideale Gleichgewicht: Man will und kann reden und wird wiederum be-redet, im beide Seiten anregenden Wechselspiel des Wortschenkens und -Aufnehmens. Aber oft verschiebt sich die Situation – zum Beispiel in Ehedialogen – zugunsten des mächtigeren Redeschwalls. Ursprünglich teilnehmendes Zuhören wird zu resigniertem Halb-Zuhören. Der angepeilte Partner sitzt im Schneckenhaus und lässt die «Quelle» rauschen. Schliesslich glaubt er, selbst nicht mehr Laut geben zu können, keiner sprachlich formulierten Meinung mehr fähig zu sein. Man empfindet ihn als idealen Zuhörer, dabei hat er sich einfach abgewöhnt, etwas Hörbares von sich zu geben. Denkt er zum mindesten noch? Oder döst er einfach?

So weit sollte es nicht kommen. Menschsein besteht zum Teil in der Möglichkeit, sich aussieren, sich ans Aussen wenden zu können, Meinungen, Gefühle verständlich auszudrücken. Man spricht von «Stimmgewalt». Stimmgewaltig sein ist nicht nur Talent, sondern bis zu einem gewissen Grad erreichbar durch Uebung. Stimme, wenn auch ohne extreme Wirkung, möge uns gewöhnlichen Leuten im täglichen Dialog genügen, solange sie den Redeaustausch bringt, nicht zum Monolog verkümmert.

Situationsbedingte «Stimmenthaltung» mag zum Beispiel im Gastgeberinnen-Alltag vorkommen. Der Dame des Hauses fällt jeweils ein gerüttelt Mass an Arbeit zu. Organisatorische und koch-kreative Aufgaben halten sie in Pendelbewegung zwischen Wohn-Esszimmer und Küche. Die Gäste geraten in Stimmung, – sie hingegen bewegt sich (freundlich, aber innerlich «computernd») in wichtiger Stumm-Rolle am Rande des akustischen Wellenganges. So gelassen, so geübt sie auch als Gäste betreuendes Heinzelfrauchen sein mag, es fehlt ihr jenes dritte Ohr, das sie am Tisch zurücklassen könnte, um Gesprächsabläufe zu verfolgen. Also beschränkt sie sich aufs Praktische, aufs Gaumengenuss spendende Zudienen. Und in kurzen Sitzmomenten aufs – Zuhören, «Gefäß-Sein». Wieder einmal.

Herzlich wünsche ich deshalb allen Gastgeberinnen, dass auch sie fleissig eingeladen werden. Entspannte und entspannende Teilnahme an Geselligkeit, an gutem Essen und fesselnden Gesprächen – was meist sogar Zuhörerinnen der «Schneckenhaus»-Sorte zum lustvollen Gebrauch ihrer Stimmänder anregt. Motto:



«Wenn Sie, Willi und Silvia Huber, nun Eigentümer dieses Hauses sind, muss ich Sie verhaften, weil am 29. Juni das überlaute Abspielen einer Schallplatte mit obszönem Rock bei Ihrer Nachbarin zu einem akustischen Trauma sowie zu einem psychischen Schock führte!»

Zuhören, Abhören, Ueberhören und sogar Weghören mögen manchmal kluge Verhaltensweisen sein. Aber Gehört- und Verstandenwerden verleiht Flügel!

Ursina

Schwesterliche Liebe

Da hat man nun drei Töchter, drei ganz normale, weibliche Wesen, nicht dümmer, nicht gescheiter, nicht besser und nicht schlechter als hunderttausend andere. Sie sind einfach schweizerischer Durchschnitt! Sie lachen miteinander, schimpfen, halten zusammen; sie zanken, werfen einander Tiernamen an den Kopf – und vertragen sich wieder. Wenn ich als Mutter nach dem Grund des Streites frage, tönt es: «Sie hat schon wieder ... Sie hat angefangen ... Diesmal bin ich nicht schuld ... Sie soll doch endlich aufhören ... Immer muss ich alles alleine tun» usw. Jede Mutter wird imstande sein, diese Liste beliebig zu erweitern.

Doch dann, eines Tages, geschieht etwas völlig Unvorhergesehenes, etwas Phantastisches, das ich andern Müttern zum Trost schildern möchte. Corinne, 17 Jahre alt, fährt für fünf «Ferien»-Wochen nach England, als «Au-pair»-Mädchen. Wir kennen die Leute, zu denen Co-

rinne kommt, ziemlich gut. Sie wird arbeiten müssen, aber sie wird es gut haben. Während wir Eltern sie zum Abschied fest in die Arme schliessen – von den Ratschlägen hier kein Wort –, begnügen sich Bettina und Anja, 13 und 11 Jahre alt, mit einem kurzen, spitzen «Tschüss». «Gott sei Dank sind wir die los! Ist das herrlich ohne die grosse Schwester! Das wollen wir so richtig geniessen!»

Als Mutter kann ich mich eines wehmütigen Gefühls nicht erwehren. Ich frage mich ernsthaft, ob das normal ist, oder ob wir unsere Kinder eventuell falsch erzogen haben, da sie keine schwesterliche Liebe, keinen Abschiedsschmerz zeigen.

Je nun, die Ferien gehen vorüber. Ab und zu finden die beiden Jüngerinnen, es wäre ganz lustig, wenn Corinne dies und jenes miterleben könnte. Sie ist ihnen also doch nicht ganz gleichgültig. Mein Mutterherz registriert diese Regungen mit grosser Freude.

Der Tag von Corinnes Rückkehr steht bevor. Ich entdecke an Bettina und Anja eine gewisse Nervosität, wie sie eigentlich mir besser anstehen würde. Sie sprechen oft von ihr, und zwar sehr nett und wohlmeinend. Corinne soll nachts um ein Uhr in Basel ankommen. Um zehn Uhr schicke ich die beiden «Kleinen» ins Bett.

Um elf Uhr höre ich sie noch immer rumoren. Bevor wir um zwölf Uhr wegfahren, schaue ich nach, ob jetzt Ruhe eingekehrt ist. Sie sind beide noch wach und viel zu aufgeregzt zum Einschlafen. Ich muss hoch und heilig versprechen, das Corinne herein schaut, sobald sie kommt.

Alles klappt. Unsere grosse Tochter kehrt müde, aber begeistert von ihrem England-Aufenthalt zurück. Wie wir um halb drei Uhr zu Hause eintreffen, klebt an der Stirnseite jeder Treppenstufe eine Karte mit einem einzelnen Buchstaben. Zusammen ergeben sie «WILLKOMMEN». Wir stellen fest, dass die beiden Schwestern nach Mitternacht aufgestanden sein müssen, um diese Ueberraschung vorzubereiten. Corinne ist gerührt und freut sich ausserordentlich, auch über die Schoggi, die sie mit einem Willkommensbrief auf ihrem Bett findet. Natürlich erwachen Bettina und Anja sofort, als wir in ihr Zimmer schauen. Und jetzt geschieht das grösste aller Wunder: Die Schwestern fallen sich um den Hals und geben sich einen herzhaften Begrüssungskuss. So etwas ist seit Jahren nicht mehr vorgekommen! Uns Alten bleiben vor Rührung die Worte im Halse stecken.

Mit Genugtuung denke ich, unsere Erziehung könnte nicht grundfalsch gewesen sein ... Da wird mir ganz wohl ums Herz.

PS: Eine Woche später: Es ist alles wie früher. Sie lachen, streiten und schimpfen, vergessen auch Ausdrücke aus Brehms Tierleben nicht. Wir sind eben eine ganz normale Schweizer Durchschnittsfamilie! *ams*

Marktgerecht

Auf nichts sind wir im Westen stolzer als auf unsere freie Markt-

Reklame

In Afrika wächst eine Lilie, die bei Verstopfung hilft.

Sie heisst Aloe. Schon seit Alters her ist der Extrakt dieser afrikanischen Lilie bekannt für seine Wirksamkeit bei Verstopfung. Aloe-Extrakt ist neben anderen wirksamen pflanzlichen und organischen Stoffen ein Hauptbestandteil der Dragées 19 nach Prof. Dr. med. Much. Deshalb helfen Dragées 19



bei Verstopfung schnell und zuverlässig. Völlegefühl und Blähungen können behoben werden. Dragées 19 verdanken ihre Wirksamkeit ausschliesslich pflanzlichen und organischen Extrakt. Dragées 19 gegen Verstopfung und Darmträgheit erhalten Sie in Ihrer Apotheke oder Drogerie.

wirtschaft. Ein bunter, geschäftiger Markt ist herrlich anzusehen. Wenn wir uns aber die Mühe machen, Bauern und Händler näher kennenzulernen, finden wir viel Not und wenig Freiheit. Besonders in südlichen Ländern werden oft Früchte angeboten, die der Bauer nie auf seinem eigenen Tische hat.

Die regelmässig wiederkehrenden Arbeitskämpfe in ganz Europa lenken unsere Aufmerksamkeit auf den Arbeitsmarkt. Fast jeder von uns muss seine Arbeitskraft anbieten: stundenweise, im Monatslohn, je nach Branche. Menschenunwürdigerweise bestimmen auch hier Angebot und Nachfrage den Preis (Lohn).

Doch trösten wir uns. Sogar auf Ministerebene beherrscht der Markt alles übrige: an Wirtschaftskonferenzen wird um Marktöffnung, um Marktanteile gefeilscht. Jeder will expandieren, jeder will seinen Gewinn. Man spricht von Schlachten an der Wirtschaftsfront. Das geht nun so weit, dass westliche Konzerne bereits mit Ostblockländern verhandeln. Sie wollen ihre Betriebe ostwärts verlegen, weil dort bei niedrigen Löhnen eine sehr straffe Arbeitsdisziplin üblich ist und die störenden Gewerkschaften fehlen. Vom Stolz auf die Grundsätze des freien Westens keine Spur, wenn es um höhere Gewinne geht. Die freie Marktwirtschaft droht, sich selbst aufzufressen.

Das ist nun, trotz allem, nicht zu wünschen. Aktuelle Vorstösse im Nationalrat für eine Dezentralisierung im Lebensmittelhandel sind zu begrüssen. Wir als Konsumenten müssen alles tun, damit uns ein freier, überschaubarer Warenmarkt erhalten bleibt. Weder die westlichen Mammutkonzerne noch die östliche Planwirtschaft können ihn ersetzen.

Anna Ida



Lyrik ist gestorben – aber Lyrik erwacht; eine Szene im Büro des Konrektors der X-Schule hat es gezeigt.

Zuerst eine nostalgische Geschichte:

Mit dreizehn Jahren hatte ich einen Schulschatz namens Schomele. Er war Jude, hatte einen deformierten Rücken, spielte Geige, besuchte das humanistische Gymnasium und dichtete.

Wir hatten ein Stück weit den gleichen Heimweg. Um fünf nach zwölf trafen wir einander vor dem Stadt-Casino, und bis wir wieder auseinander mussten, unterhielten wir uns über Literatur und Musik. Mit der Zeit bekamen wir so viel Vertrauen ineinander, dass wir literarische Texte tauschten, zum Zweck aufbauender Kritik. Schomele versuchte sich sogar in Französisch, und da war viel von la lune, la tristesse, source de la joie die Rede – und von Weisheiten wie la vie est un combat.

Einmal schenkte mir Schomele ein Gedicht, das heißtt ein poème.

«Quand la lune, dans la nuit, se lève, je dors dans un rêve, mon âme ...»

Beglückt hütete ich es wie einen Schatz; wohlverwahrt lag das Blatt in der Deutschen Stilkunde, als ich mich in die Pause begab. Bei der Rückkehr lag es in den Elementen der Mathematik.

Vorläufig liessen sich die Mitschülerinnen nichts anmerken. Aber in der nächsten Deutschstunde verkündete die dicke Josette, sie wünsche eine Dichtung eines modernen Literaten vorzutragen.

gen. Vor der Klasse stehend, deklamierte sie: «Quand la lune, dans la nuit, se lève, je dors dans un rêve, mon âme ...»

Alle quietschten. «Was ist mit seiner Seele, he? Wir passen ihm um zwölf Uhr ab!» Ich fuhr auf. Dass sie ihn verhöhnten, durfte nicht sein. Welche Intrige! Ich rief:

«Die Dichtung ist von Baudelaire!»

Stille, Betroffenheit. Dr. Tschuzge mass mich verwundert, wandte sich dann der dicken Josette zu, fragte:

«Wieso kommst du auf ihn? Wie heisst er mit Vornamen, und wann hat er gelebt?»

Josette wusste es nicht, ich aber rief: «Charles – 1821!» Vernichtet blickte Tschuzge Josette an, sagte:

«Einen Dichter, den man nicht kennt, sollte man nicht zitieren, und erst noch französisch – und falsch. Eine Stunde Arrest sowie Lektion 22 aus dem Französischbuch auswendig.»

Schomele blieb ungeschoren.

*

Jüngst, im Kontor eines Konrektors: Vor dem Konrektor lag ein aufgeschlagenes Schulheft mit vollgesudelten Seiten. Schüler Heinz neben dem Pult.

«Was soll der Quatsch mitten in der Klassenarbeit? Schreib doch nicht solchen Mist! Was soll es sein?» fragte der Gewaltige. Heinzens Antwort war lakonisch:

«Lyrik.»

«Die wehenden Fäden des Herbstes im Wald sind wie Jeanettes Haar, die meine Seele umgarnen», zitierte der Konrektor, fügte kopfschüttelnd hinzu:

«Lyrik – in unserer Schule! Mensch, was willst du werden?»

«Dichter», tönte es selbstbewusst.

«Würd' er's doch!

Maria Aebersold

Pünktchen auf dem i



öff